



Als Sowjetsoldat in Bad Freienwalde

Vladimir Vedrashko

Als ich 1975 zur sowjetischen Armee eingezogen wurde, verschlug es mich nach Bad Freienwalde, zur dort stationierten 16. Gardemechanisierten Division. Vorher hatte ich nach der Schule anderthalb Jahre als Regieassistent beim Fernsehen gearbeitet und war zweimal durch die Aufnahmeprüfung für die Universität gefallen. Wie es das Gesetz vorschrieb, musste ich nun als Achtzehnjähriger für zwei Jahre zur Armee (wenn sie mich zur Marine geschickt hätten, sogar für drei Jahre).

Per Zufall wollte ich tatsächlich gerne in die DDR. So konnte ich den Wehrdienst damit verbinden, etwas von der Welt zu sehen.

Die Rekruten wurden von Moskau nach Tambow gebracht. Dort, fünfhundert Kilometer von Moskau entfernt, lag eine große Sammelstelle, von der sie an ihren endgültigen Einsatzort weitergeschickt wurden. Bis zur Abfahrt mussten wir zwei Tage warten. Ich langweilte mich nicht im Geringsten, denn ich hatte die April-Nummer der Zeitschrift „Ausländische Literatur“ mit, in der der Roman von Max Frisch „Mein Name sei Gantenbein“ abgedruckt war. „Mein Name sei Gantenbein“, das sagte ich mir mehrfach in den folgenden zwei Jahren und stellte mir manchmal vor, ich wäre ein anderer und schaute auf alles aus der Distanz.

Der Wehrdienst konfrontierte mich mit Dingen, von denen ich vorher nichts gehört, gewusst und über die ich nicht nachgedacht hatte. Das machte ihn interessant.

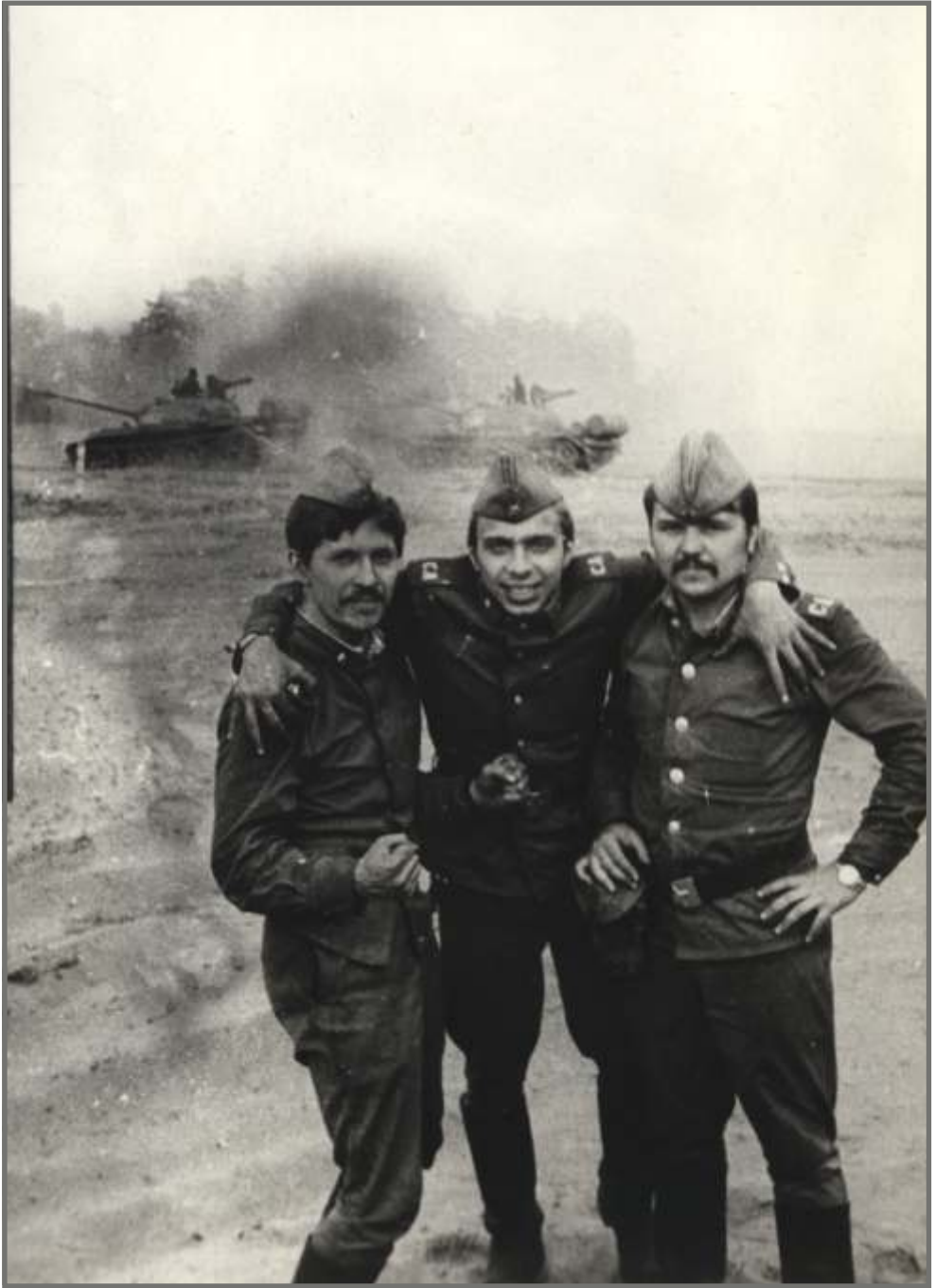
In Frankfurt an der Oder, wo es ebenfalls eine große Sammelstelle gab, machten sich die sogenannten „Käufer“ über uns her. So lernte ich das erste Wort aus dem Soldatenjargon. „Käufer“ hießen die Offiziere, die die Rekruten verteilten.

Unserer Gruppe näherte sich ein junger kultiviert aussehender Leutnant, taxierte uns und wies uns an, ihm einen bestimmten Rhythmus nachzuklopfen. Diejenigen, denen das am besten gelang, nahm er mit in die Fernmeldekompanie der 16. Division. Und der Unterricht im Fernmeldewesen begann. Telegraphieschlüssel, Morsealphabet... Mit der Zeit gefiel mir diese Ähnlichkeit mit der Musik und deren unmittelbares Zusammenfallen mit einer wichtigen Information, einem Telegramm, einem Kommando immer mehr...

Der Morgen begann mit Gymnastik, Dauerlauf („Cross“ genannt) und Frühstück. Es gab auch „theoretischen Unterricht“ zur internationalen militärischen und politischen Lage, zur Organisation der Kampfseinheiten und zu den Waffengattungen. Einige Unterrichtsstunden fanden im sogenannten „Lenin-Zimmer“ statt, wo eine Lenin-Büste stand und Plakate mit Parolen (wie: „Die UdSSR ist die Stütze des Friedens“, „Soldat, du bewachst den Vorposten der sozialistischen Gemeinschaft“) an der Wand hingen. Es gab auch einen Fernseher, aber er war selten eingeschaltet.

Die jungen Soldaten mussten sofort ins Bett. Die älteren schalteten noch ihr Transistorgerät an. Lieblingssender war „Radio Luxemburg“, da konnte man Rod Stewart, Donn Summer und die Band „Queen“ hören...

In den ersten Wochen führte ich Tagebuch und machte mir in einem kleinen Block Notizen. Aber eines Tages sah der Kommandeur – eben jener kultiviert aussehende Leutnant – meinen Block und zerriss ihn. Er meinte, die persönlichen Notizen könnten militärische Geheimnisse enthalten.



Auf dem Übungsplatz. In der Mitte Vladimir Vedralshko.

Einige Monate liegen hinter uns, der Zapfenstreich ist vorbei, da versetzt mir der unter mir liegende Sergeant von seinem Bett aus einen heftigen Tritt durch die Matratze und kommandiert: „Regisseur, (dieser Spitzname war an mir hängengeblieben), wer ist hier der Dienstältere? Ab in die Kammer, hol mir Tee. Aber dalli!“

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, brachte ihm aber seinen Tee. Offenbar hatte ich das besonders gut gemacht, denn die Geschichte wiederholte sich am nächsten Abend. Manchmal konnte der „Dienstältere“ nicht schlafen. Dann weckte er mich mitten in der Nacht und schickte mich Tee holen. Ich hatte das bald satt und sagte ihm das auch. Daraufhin „durfte“ ich die nächsten Wochen die Latrinen putzen.

Ich musste dringend woanders hin. Als ich einen Moskauer Bekannten traf, der im Kommandostab arbeitete, fragte ich ihn, ob er nicht jemand wisse, der wichtige Papiere schnell getippt oder in Schönschrift ausgeführt haben wolle. Meine Frage kam genau zum richtigen Zeitpunkt, die Antwort ließ nicht auf sich warten.

So endete meine Arbeit als Fernmeldetechniker, und das Leben einer „Stabsratte“ begann: Schreiben von Befehlen und die Möglichkeit in der Schreibstube zu bleiben und dort die Zeitschriften und Bücher unserer recht guten Regimentsbibliothek zu lesen.

Und doch hielt sich mein Wunsch nach ein bisschen Armee-„Romantik“. Ich bat, zu den Manövern zugelassen zu werden, schoss, rannte, warf Granaten, guckte mir die Welt vom Motorradbeiwagen, vom vergitterten Stabsauto (mit Funkverbindung) oder von einem Panzer aus an. Wir hatten Spaß, wir spielten Krieg... Manchmal verging uns auch der Spaß, denn die Waffen, die wir in der Hand hatten, waren echt. Und die Menge des Eisens, der Panzer, der Motoren, Hubschrauber und Flugzeuge über unseren Köpfen konnte einen auf sehr ernste Gedanken bringen... Später verstand ich: um sich den Krieg, wie Tolstoi sagt, als ein „der menschlichen Natur widerstrebendes“ Ereignis vorstellen zu können, muss man an Manövern mit Scharfschützen teilnehmen, möglichst an Großmanövern.

Aus irgendeinem Grund wurde ein kleines Vorkommnis für mich zum wichtigsten Vorfall meiner Armeezeit. Unser Bataillon machte gerade Rast im Wald, am Rande eines Truppenübungsplatzes. Es regnete, das Wasser drang durch die Plane auf die Ladefläche des Lasters, wo ich mir zwischen den Granatwerfern für die Nacht ein Lager einzurichten versuchte. Mein Kamerad bewachte das Auto, später war ich dran.

Als meine Zeit für die Wachablösung gekommen war, sprang ich auf die Erde und ging an dem Laster auf und ab. Plötzlich hörte ich eine ganz leise Kinderstimme, sie sprach Deutsch. Dann sah ich einen etwa zehnjährigen Jungen, der mit seiner Mutter und seinem Vater durch den Wald ging und suchend zu Boden blickte. Sie suchten wohl nach Beeren oder Pilzen. Da sie immerzu auf den Boden starrten, hatten sie nicht bemerkt, dass sie dicht an ein Militärlager geraten waren. Als sie die Zelte und Autos sahen, schlugen sie, ohne einzuhalten oder sich groß zu wundern, gelassen einen Seitenweg ein und setzten ihren Spaziergang fort. Da erinnerte ich mich daran, wie ich als Kind mit meiner Mutter und meinem Vater morgens in den Wald gegangen war. Und ich stellte mir vor: Wenn wir damals in dem Wald bei Moskau beim Pilze- oder Beeren-Sammeln deutsche Kriegsmaschinerie, Zelte oder einen deutschen Wachposten mit einer MP gesehen hätten... Wie hätten wir das wohl aufgenommen?

Ich wusste sehr wohl: Unsere in der DDR stationierten Truppen waren die Folge des Krieges, daran gab es nichts zu rütteln. Aber wir schrieben das Jahr 1976, der Junge und seine Eltern waren keine Teilnehmer dieses Krieges, der vor dreißig Jahren endete. Sie waren hier zuhause und lebten ihr Leben... Wozu war in ihrem Leben, in ihrem Wald diese



Die Rotarmisten spielen mit deutschen Kindern Cowboy und Indianer.



Straßenszene in der damaligen Leninstraße in Bad Freienwalde (1976).

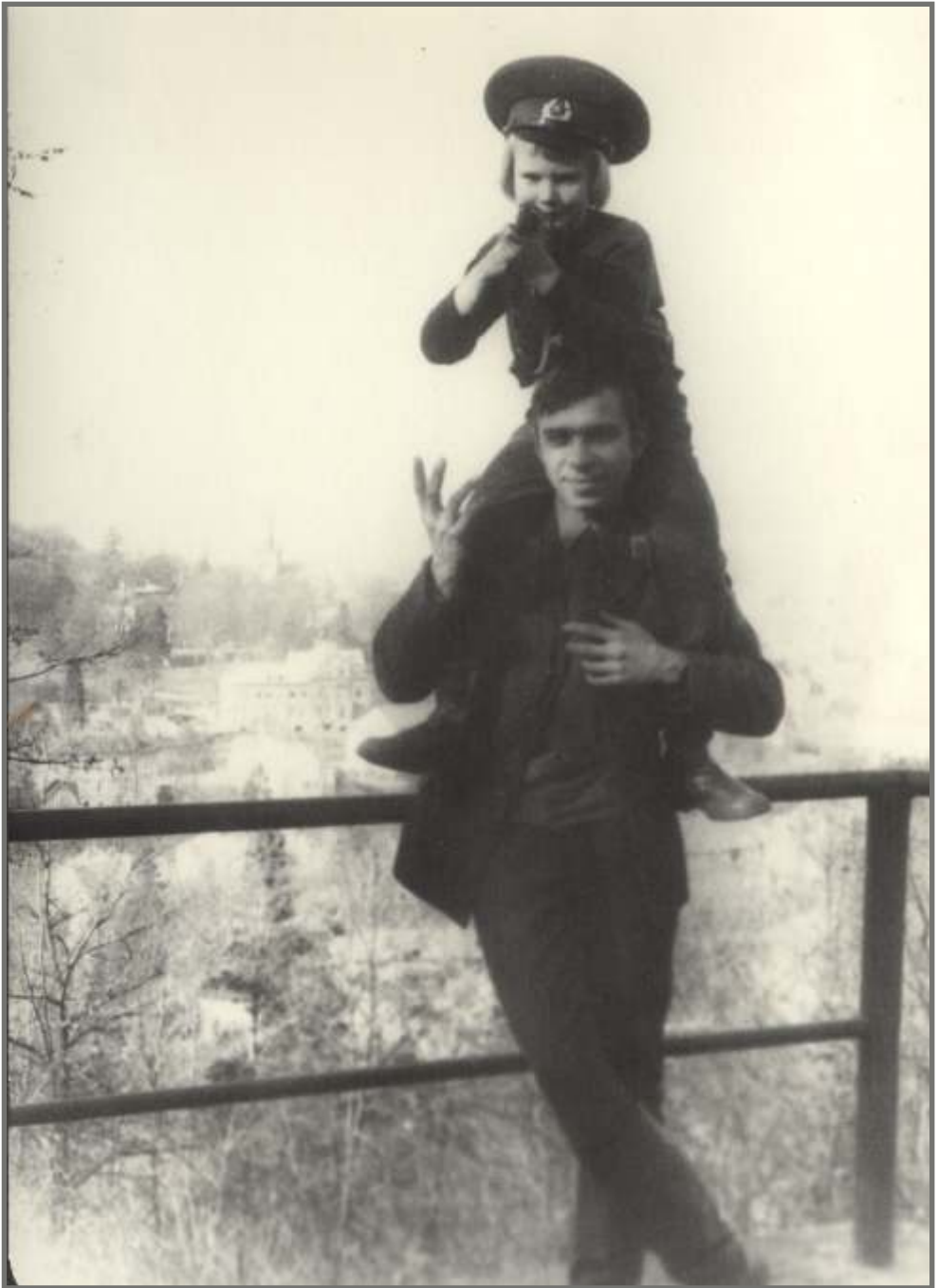
Kriegsmaschinerie da, diese Zelte mit den Soldaten, die gleich aufwachen und Gräben ausheben, losschlagen, reden und schießen würden... In diesem Moment wurde mir absolut klar: Nicht diese deutsche Familie neben unserem Lager war seltsam, sondern umgekehrt, unser Lager war in diesem Wald, in dem der Junge mit seiner Mutter und seinem Vater Pilze und Beeren sammelte, ein unnützer Fremdkörper.

Eine ausländische Militärgarnison ist natürlich ein von der Außenwelt abgeschnittener Ort. Aber wir hatten durchaus die Möglichkeit, in die Stadt zu gehen. Das durfte man in Begleitung eines Offiziers oder Sergeanten. Was wir in der Stadt wollten? Hauptsächlich zur Bank. Uns Soldaten erreichte auf allen möglichen Schleichwegen ein wenig Geld aus der Sowjetunion. In Briefumschlägen. Oder einer, der Urlaub gehabt hatte, brachte ein bisschen Geld von den Verwandten eines anderen Soldaten mit. (Apropos Urlaub. Den gab es nur für wenige. Dazu mussten entweder die Eltern krank sein oder man musste sich in irgendeiner Weise hervorgetan haben.) Mit diesem sowjetischen Geld ging man in die Bank und tauschte es gegen DDR-Mark ein. Allerdings brauchte man dafür eine Bescheinigung, dass man das Geld eigenhändig über die Grenze gebracht hatte. Wenn ich mich nicht irre, konnte man mit einer Bescheinigung so um die 30 Rubel eintauschen und bekam dafür um die 100 DDR-Mark. Natürlich hatten wir manchmal mehr als 30 Rubel, z.B. über die Post. Aber wir hatten keine Bescheinigung darüber. Also fälschten wir diese Bescheinigungen von Hand. Sie ähnelten den gedruckten aufs Haar: wir schrieben sogar irgendwelche in Buchstaben und Zahlen verschlüsselten Angaben darauf, wie in den echten Bescheinigungen. Der Gipfel unserer Kunst war der handgefertigte kugelförmige Stempel. Ich weiß nicht, ob die Bankangestellten diese kleinen Fälschungen bemerkten oder ein Auge zudrückten, da müsste man sie selber fragen. Aber unser „Privathandel“ war unbedeutend, wir brauchten die DDR-Mark nur für etwas Essbares oder für ein Geschenk an unsere Angehörigen, bevor wir in die Heimat zurückkehrten. Wenn man sparte, konnte man wirklich etwas Brauchbares kaufen: ein Paar Schuhe für sich selbst oder einen Plaid für seine Mutter. Und außerdem gab es in unserem Regimentskiosk auch Bücher, die in Moskau nicht zu haben waren. Bis heute besitze ich eine Ausgabe der Märchen von Charles Perrault, die ich damals in unserem Garnisonskiosk in Bad Freienwalde erstand.

Was die Soldaten der NVA betraf, so erinnere ich mich aus meiner zweijährigen Dienstzeit an keine „brüderlichen“ Kontakte oder eine Zusammenarbeit. Die Offiziere beider Seiten werden sich wohl getroffen haben, aber sicher bin ich mir da nicht. Andererseits kamen uns Jugendliche aus örtlichen Laienzirkeln besuchen und gaben Vorstellungen für unser Regiment. Ich erinnere mich noch, wie die deutschen Schülerinnen die Backen blähten, um ihre Polkas und Walzer auf Blasinstrumenten vorzuspielen. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich dachte, eine Blaskapelle ist reine Männersache und schmettert Märsche und Feierliches.

Was mich an Bad Freienwalde am meisten interessierte, war das Gesicht dieser Stadt und ihrer Einwohner. Das Leben hier im Ausland unterschied sich auffällig von unserem sowjetischen Leben, das war gerade das Interessante daran. Unterhalten konnte ich mich nicht, weil ich kein Deutsch konnte, und es während der Dienstzeit zu lernen, war für einen Soldaten praktisch ausgeschlossen. Aber ich hatte einen Fotoapparat. Ich knipste alles, was mir vor das Objektiv kam. Mit den Filmen musste ich allerdings sparsam umgehen. So sind es dann gar nicht so sehr viele Fotos geworden.

Die Einwohner von Bad Freienwalde waren größtenteils freundlich und offen. Eine Mutter mit Kind scheute sich nicht stehenzubleiben, um sich lächelnd für mein Foto in Szene



Deutsch-Sowjetische Freundschaft am Aussichtsturm mit Blick auf die Stadt.

zu setzen. Einmal hob ich einen kleinen Jungen, der mit Gleichaltrigen herumtobte, auf meine Schultern, setzte ihm die Uniformmütze auf, und wir posierten für einen Kameraden, der einen Fotoapparat hatte. Offensichtlich hatten die Eltern den Kindern nicht eingeschärft, uns sowjetischen Soldaten aus dem Weg zu gehen. Auf einer der Straßen ließen sich Freunde, mit denen ich in die Stadt gegangen war, um mir die Beine zu vertreten, Schaufenster zu gucken und davon zu träumen, wie bald wir die Uniform ablegen sollten, vor einer schönen Villa fotografieren. Sie kam mir vor wie ein Haus aus Andersens Märchen. Und so ist sie mir auch in Erinnerung geblieben: ein Märchen, unendlich weit entfernt nicht nur von einer Kaserne, sondern auch vom Aussehen der Moskauer Häuser in meinem Wohnbezirk (vgl. das Foto).

Ich machte aber auch andere Erfahrungen. Einmal fotografierte ich auf dem Weg zu einem Manöver einen Bauern, der in einem Pferdewagen saß. Er bemerkte mich, nahm zwei Finger und strich sich damit unterm Kinn entlang quer über den Hals. Ich verstand das so: Ihr hängt uns bis oben zum Halse heraus.

Aus dem Russischen von Birgit Veit



Nach dem Einkauf: Szene in der August-Heese-Straße.